

Dies anschaulich zu machen, ist eine der größten Leistungen der ambitionierten Publikation. Mit der Erforschung Berthold Furtmeyrs bietet sie einen wertvollen Beitrag zur Neubewertung der Buchmalerei im ausgehenden 15. Jahrhundert – als sich die Illumination von Handschriften nicht nur mit der Kunst der Zeit, sondern auch mit dem neuen Medium des Buchdrucks zu messen hatte. Dass eine Werkstatt wie die Furtmeyrs sich diesem Wettbewerb selbstbewusst stellte, darf vermutet werden.

Beate Böckem

MARIA DEITERS, EVELIN WETTER (HRSG.): Bild und Konfession im östlichen Mitteleuropa – vier Fallstudien (Studia Jagellonica Lipsiensia, Bd. 11). Ostfildern: Jan Thorbecke 2013. 440 S. m. Abb. ISBN 978-3-7995-8411-1. Geb. € 64,00.

Der Band vereint Beiträge des am Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas an der Universität Leipzig in Zusammenarbeit mit dem Lehrstuhl für Kunstgeschichte der Renaissance und Reformation an der Universität Breslau entstandenen und von der Volkswagen-Stiftung in den Jahren 2005–2010 finanzierten Forschungsprojekts »Bild und Konfession. Funktionen und Konzepte von Bildern in den gesellschaftlichen und kulturellen Formierungsprozessen des konfessionellen Zeitalters in Mitteleuropa«. Die vier Fallstudien wurden als methodisch vielfältige exemplarische Untersuchungen besonders aussagekräftiger Werke und Werkgruppen konzipiert, die gleichzeitig ein breites Spektrum der Bildmedien und Kunstgattungen berücksichtigen.

Jan Harasimowicz (Visuelle Strategien der Identitätsbildung im multikonfessionellen Breslau, 33–103) verfolgt überzeugend den Aufbau der konfessionellen Identität mithilfe der Kirchenkunst an den Beispielen der (lutherischen) Kanzel in St. Maria Magdalena, einem (calvinistischen) Epitaph in St. Elisabeth und dem (katholischen) Altarretabel in St. Johannes d. T. in Breslau. Im Focus von Aleksandra Lipińska (*Novo stylo sepultus?* Grabdenkmäler des großpolnischen Adels und hohen Klerus im Spannungsfeld von ständischer Repräsentation und konfessionellem Ethos, 105–188) stehen die Stiftungen der Familie Górká zwischen 1520 bis 1655 in Posen und Kórník, wobei die Standesrepräsentation stets deutlich die konfessionellen Ansprüche überwog. Anhand von drei Altarretabeln in Oderburg 1551, Stettin 1575/77 und Rügenwalde 1606/16 zeichnet Martin Wislocki anschaulich (Standeskonfessionalismus und Herrscherethos: Retabelstiftungen der Herzöge von Pommern, 189–281) die komplexe Gemengelage aus konfessionellen, standesrepräsentativen und herrschaftslegitimierenden Aspekten und ihre allmählichen Modifikationen im Bildprogramm der Reformation nach. Maria Deiters (Die Familie in der Bibel: Lutherische Bibelrezeption und Bildpraxis am Beispiel der Bibel der Nürnberger Patrizierfamilie Pfinzing, 283–422) zeigt, wie in dem komplexen Programm dieser 1561 geschaffenen Bibel – einem Zusammenspiel von Bibel, Geschlechterbuch und Stammbaum – Familiengeschichte, ständische Repräsentation und Einordnung der Familie in der Heilsgeschichte zusammenlaufen.

Das Thema aller Untersuchungen ist die Rolle des Bildes und der Bildlichkeit bei der Gestaltung und weiteren Formung der Konfessionen, wobei Fragen der ständischen Repräsentation, der frühneuzeitlichen Ausdifferenzierung von Gedächtnisstrategien, der individuellen Aneignung des Sakralen sowie der Verbindung von Ethik und Frömmigkeit im Mittelpunkt stehen. Die Multifunktionalität der Bilder ist etwa am Altar sichtbar, wo sie das Heilsgeschehen bekräftigt, gleichzeitig auf das sakramentale Geschehen hinweist und mehr oder weniger diskret die Stifterfamilie miteinschließt. In der multiethnischen

und polykonfessionellen Gemengelage der Zeit wurde vielfach mit Wort und Bild experimentiert; die meist hohe Qualität der Arbeiten zeugt von einer Aufbruchsstimmung.

Die vier mikrohistorischen Studien mit der Kontextualisierung einzelner Werke schärfen unseren Blick auch für größere Zusammenhänge. Es zeigt sich einmal mehr, dass interdisziplinäre Forschungsansätze – hier Kunstgeschichte, Theologie und Geschichte – sehr interessante Ergebnisse hervorbringen können. Ein rundum empfehlenswertes Buch.

*Almut Bues*

VOLKER REINHARDT: Im Schatten von Sankt Peter. Die Geschichte des barocken Rom. Darmstadt: Primus 2011. 270 S. m. Abb. ISBN 978-3-89678-777-4. Geb. € 24,90.

Volker Reinhardts Geschichte Roms geht von der These aus, dass sich die die Neuzeit prägende spezifisch römische Lebensordnung im frühen 17. Jahrhundert entwickelte: eine auf demonstrativen Prestigekonsum ausgerichtete Wirtschaftsform, eine durch die Mechanismen von Patronage und Klientel konstituierte Gesellschaft, die Allgegenwart einer auf die Sinne abzielenden politisch-religiösen Propaganda und schließlich der Widerspruch zwischen immer wieder nachdrücklich eingeschränkten Normen auf der einen und den regelmäßig praktizierten Normübertretungen auf der anderen Seite. Die Spannung zwischen der Forderung nach Einfachheit, Askese, Selbstbescheidung und strikter Meritokratie – also nach einem biblisch fundierten Führungs- und Lebensstil innerhalb der Kirche – und dem gigantischen Nepotismus, den so gut wie alle Päpste zwischen 1600 und 1676 betrieben, stellt nicht nur die Leitlinie dar, entlang der Reinhardt die Politik- und Sozialgeschichte der Stadt Rom im Barockzeitalter erklärt, sondern sie liefert auch den Schlüssel, mit dessen Hilfe sich die Gestalt des barocken Rom begreifen lässt – eine kulturelle Architektur- und Kunstgeschichte, ein historischer Stadtführer, wenn man so will. Die qualitativ und quantitativ überwältigende Kunstproduktion Roms im 17. Jahrhundert wäre in dieser Perspektive das Ergebnis des Versuchs, den Widerspruch zwischen Ideal und Realität aufzulösen oder erträglich zu machen, sowohl gegenüber fremden Beobachtern als auch mit Blick auf die historischen Akteure selbst.

Auf dieser ebenso klugen wie suggestiven Idee basieren der Aufbau des Buches sowie die Struktur der 14 Kapitel, in denen Reinhardt primär eine Darstellung des Papsttums liefert, nicht als Kirchen-, Theologie- oder Diplomatie-, sondern eben als Stadtgeschichte, und dazu gehören Darlegungen zu den Verhaltens- und Ausdrucksformen der römischen Elite, vornehmlich der durch das Papsttum ihres Verwandten emporgekommenen Nepotendynastien, aber auch zur »Weltanschauung« und zu den politischen Artikulationsmöglichkeiten der römischen Mehrheitsbevölkerung. Reinhardt zeigt, dass die Papstwahl, trotz explizit anderslautender Bestimmungen, im 16. und größten Teil des 17. Jahrhunderts mehrheitlich nach dem Prinzip der – durch Patronagestrukturen geprägten und in ihrem Sinne lenkbaren – Adoration erfolgte und eben nicht als Skrutinalwahl, der anonymen Stimmabgabe; bis 1676 ließ sich der Wert des »Gewissens« nicht gegen den der »Gefolgschaft« durchsetzen, wobei die auf diese Weise Gewählten alles daran setzten, das Wahlergebnis als gottgewollt (und eben nicht als die Belohnung erfolgreicher klientelärer Verflechtung) erscheinen zu lassen. Die, zumindest theoretisch, mit beispielloser Machtfülle ausgestatteten Herren der Kirche waren faktisch auf die Kooperation ihrer Untertanen angewiesen: Das galt für die mit großer Autonomie ausgestatteten Städte und deren Eliten in der Peripherie des Kirchenstaates, das galt aber auch für Rom selbst, denn wenn auch die römische Kommune und das Kardinalskollegium kaum noch institutionalisierte Mitspracherechte, geschweige denn ein Recht auf Widerstand, besaßen, so hatten doch die